



SUSAN  
CARROLL



DER

*Schreibeweiter*  
*der*

KÖNIGIN



Weltbild

## Krieg und Verrat - Rache und Leidenschaft

Das Jahr 1588 ist angebrochen. Die spanische Armada bereitet sich auf die Belagerung Englands vor. Und in Paris bahnt sich eine Revolution an, die die Macht und die Magie der Katharina von Medici bedroht. Hilfesuchend wendet sich die dunkle Königin an Louis Xavier, einen Freibeuter, der in der schwarzen Kunst geschult ist und vor der spanischen Küste als Pirat Angst und Schrecken verbreitet hat. Nur eine hält seine niederen Instinkte in Schach: Lady Jane Danvers, eine Engländerin im französischen Exil, deren Liebenswürdigkeit nur noch von ihrem ausgeprägten Ehrgefühl übertroffen wird. Auf Faire Isle kämpft Ariane Cheney derweil darum, die Töchter der Erde und ihr uraltes magisches Wissen zu schützen. Doch die kränkelnde Katharina lässt sich in ihrer Schwäche auf einen Handel mit dem Teufel ein, der sie alle in Gefahr bringt....

Der Abschlussband der Saga um die übernatürlich begabten, schönen und mächtigen Cheney-Schwestern!

### »Die dunkle Königin«-Saga

Die dunkle Königin

Die Geliebte des Königs

Die Silberne Rose

Die Jägerin

Der Freibeuter der Königin

Susan Carroll

# Der Freibeuter der Königin

Aus dem Amerikanischen von Angela Schumitz

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Susan Carroll hat Englisch und Geschichte studiert und schreibt historische Liebesromane. Für ihre Bücher ist sie bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Susan Carroll lebt und arbeitet in Rock Island, Illinois.



Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Twilight of a queen.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Susan Coppola

Published by Arrangement with Susan Coppola

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Weltbild GmbH & Co. KG, 86159 Augsburg

Übersetzung: Angela Schumitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-933-7

## Paris, Herbst 1587

Dichter Nebel kroch durch die Straßen der Stadt und tauchte sie in ein dämmriges Licht. Obwohl es mitten am Nachmittag war, hätten sich zwei nebeneinander schlendernde Gefährten leicht aus den Augen verlieren können.

Die Läden schlossen früher, die Menschen zogen sich hinter die verriegelten Türen und Theken zurück. Es herrschte eine angespannte Stimmung in der Stadt, die kurz vor einer Revolution zu stehen schien. Die Abergläubischen behaupteten, der Nebel verkünde eine bevorstehende Katastrophe, er sei der Bote eines großen Sturms, der immer näher zog.

Andere, weit Kühnere, murrten, der Nebel zeige nur das eine: dass die Hexe, die sie schon viel zu lange in ihrer Mitte geduldet hatten, wieder ihren Zauber trieb – die elende italienische Zauberin, die Tochter des Teufels, die dunkle Königin.

Katharina von Medici, Königinwitwe und Königinmutter von Frankreich, stand am Fenster der hohen Sternwarte, die an ihre Privatresidenz, das Hôtel de la Reine, angebaut war, und spähte hinaus. Das kalte, feuchte Wetter war tief in ihre schmerzenden Muskeln und Gelenke gedrungen. Sie spürte jedes ihrer achtundsechzig Jahre. Nun betupfte sie sich mit einem Taschentuch die wässrigen Augen. Immerhin war an der schlechten Sicht diesmal nicht ihre schwindende Sehkraft schuld.

Der Nebel verhüllte alles. Man konnte nicht einmal hinunter bis in den Hof blicken, geschweige denn zu den Straßen hinter den Toren. Aber die dichten Schwaden kamen Katharina wie ein Geschenk vor, eine Atempause; denn sie schützten sie vor all den misshütigen Gesichtern und den hasserfüllten Blicken, die ihr jedes Mal folgten, wenn sie das Hôtel de la Reine verließ, um durch die Stadt zum Louvre zu fahren.

Eigentlich hätte sie sich nichts daraus machen sollen, sie hätte inzwischen an den Hass und die Schmähungen gewöhnt sein sollen. In ihrem Leben war man ihr wahrhaftig oft genug mit Abscheu begegnet. Schon im zarten Alter von acht Jahren hatte eine Meute zum ersten Mal nach ihrem Blut geschrien, damals in Florenz, einer brodelnden Stadt, und sie eine verwaiste Erbin.

Katharina schloss die Augen. Ihre Gedanken schweiften zurück zu jener Zeit, und die alten Erinnerungen stellten sich ein, der alte Albtraum.

Ihre kleinen Hände klammerten sich an die rauen Steinwände des Palazzos. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie in den Hof hinunterspähte, wo die wütende Meute sich drängte, von den flackernden Fackeln in höllische Schattierungen von Feuer und Schatten getaucht.

»Gebt uns das Mädchen«, brüllten raue Stimmen. »Liefert uns die junge Hexe aus. Wir wollen nicht mehr von den Medicis beherrscht werden. Wir hängen sie an der Stadtmauer auf.«

Vergangenheit und Gegenwart vermengten sich, in Katharinas Kopf traten Pariser an die Stelle der Florentiner.

Falls Paris sich je gegen sie erhob, war ihr klar, wer der Anführer wäre: ihr Erzfeind, der

Herzog von Guise, stattlich, arrogant, mit einer Kriegsnarbe, die sich quer über seine Wange zog.

Heinrich von Guise war der Liebling der Pariser, ihr großer katholischer Held. Katharina konnte sich lebhaft vorstellen, wie seine aristokratischen Gesichtszüge im Licht der Fackeln dort unten aussehen würden. Sie stellte sich ein dickes Seil in seinen eleganten Händen vor, sie sah ihn grinsen, sie konnte fast schon seine mit seidiger Stimme geäußerte Drohung hören.

»Bald, Euer Majestät, bald ...«

Katharina umklammerte ihren Hals und schlug die Augen auf. Sie führte sich wahrhaftig mehr und mehr wie ein törichtes altes Weib auf. Was sollten all das Brüten über die Vergangenheit und die Sorgen über eine Zukunft, die so vielleicht nie eintreten würde?

Guise und sein Heer lagerten weit entfernt von Paris. Selbst der ehrgeizige Herzog würde es nicht wagen, in die Stadt einzumarschieren und in aller Öffentlichkeit gegen den König anzutreten, egal, wie schwach und hilflos ihr Sohn Heinrich geworden war. Nein, Guise würde es bestimmt nicht wagen, versicherte sich Katharina ein weiteres Mal.

Zumindest noch nicht ...

Sie trat vom Fenster weg. Die Falten ihres Umhangs und ihre dunklen Röcke streiften die rauen Steine. Schon lange verzichtete sie auf die schillernden Seidenstoffe und Juwelen, an denen sie sich in ihrer Jugend so erfreut hatte. Seit dem Tod ihres Gemahls vor fast dreißig Jahren trug sie nur noch Schwarz. Ihr dünnes graues Haar war unter einem breitkrempigen Hut versteckt, ihr einziger Schmuck bestand in einem weißen Rüschenkragen um den plumpen Hals und einem mit Edelsteinen besetzten Kreuz.

Heute hatte sie sogar auf die Krinoline verzichtet, denn das Turmzimmer war zu klein für bauschige Röcke. Der Raum schien mit ihr und den beiden anderen Anwesenden voll genug. Vielleicht rührte dieser Eindruck aber auch daher, dass einer von ihnen ein höchst beunruhigender Zeitgenosse war – ein riesiger, dunkelhäutiger Bursche mit seltsamen Symbolen auf der Haut und bunten Federn in den dicken Zöpfen.

Soeben entzündete er die Kerzen, die er an den Spitzen eines auf den Steinboden gezeichneten Pentagramms aufgestellt hatte. Der Wilde bewegte sich lautlos. Katharina hatte ihn nie richtig sprechen, sondern immer nur grunzen hören. Doch der Weiße, der halb nackt innerhalb des Kerzenkreises kniete, kam Katharina fast noch wilder vor.

Das Kerzenlicht tanzte auf den Sehnen von Xaviers Hals, den straffen Schultern, den dunklen Haaren seiner nackten Brust. Sein langes schwarzes Haar hing ihm ins Gesicht und verdeckte Teile einer langen Narbe an seinem Hals – offenbar hatte ihm einmal jemand die Kehle durchschneiden wollen. Sein Gesicht war kantig und wettergegerbt, dichte schwarze Brauen rahmten tief liegende Augen, die blaugrau schimmerten wie das eisige Wintermeer.

Katharina hatte in ihrem Leben schon viele Astrologen und Seher befragt, darunter die schlauen, belesenen Ruggeri-Brüder und sogar den ehrwürdigen, greisen Nostradamus.

Doch an Xavier war nichts Ehrwürdiges. Dem lebensstrotzenden Mann haftete etwas Animalisches an. Er wirkte wie ein stürmischer Wind, herbeigeweht aus fernen Landen, die kaum je ein zivilisierter Franzose betreten hatte. Nun spannte er die Schultern. Es sah aus wie die Vorbereitung auf einen Kampf und nicht wie die darauf, in Trance zu fallen.

Dann nickte er seinem dunkelhäutigen Gefährten zu. Oder war der andere sein Wächter? Sein Famulus? Katharina hatte die zwei schon mehrmals in ihrem Palast empfangen, doch in welcher Beziehung sie zueinander standen, hatte sie noch nicht herausgefunden.

Auf Xaviers Nicken hin trat der Wilde aus dem Kreis der Kerzen. Er nahm eine kleine, schlichte Trommel zur Hand und begann, einen leisen Takt zu schlagen. Xavier breitete die Arme aus und stimmte einen rhythmischen Singsang in einer kehligen fremden Sprache an.

Katharina war viel zu alt und zu klug, um auf eine exotische Darbietung und die Zurschaustellung männlicher Schönheit hereinzufallen. Dennoch verschlang sie Xavier mit Blicken. Der unablässige Trommelschlag und sein tiefer Gesang hallten in ihr wider, sie ließen ihr Herz schneller schlagen und ihr träges Blut rascher durch die Adern strömen.

Trotz des kühlen Tages wurde ihr warm. Eine Erregung überkam sie, die sie seit Jahren nicht mehr empfunden hatte, vielleicht sogar zum letzten Mal, als sie als vierzehnjährige Braut dem strammen jungen Prinzen vorgestellt worden war, der ihr zukünftiger Gemahl werden sollte.

Die Trommeln und Xaviers Stimme wurden lauter und schneller, bis Katharina das Gefühl hatte, gleich würde ihr das Herz aus der Brust springen. Der Mann warf den Kopf zurück, stieß einen wilden Schrei aus und verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war.

Auf einmal verstummte die Trommel, und auch Xavier gab keinen Laut mehr von sich. Seine Arme fielen kraftlos herunter, er starrte mit glasigen Augen ins Leere, so blicklos, als wäre er schlagartig erblindet.

Das einzige Geräusch, das nun im Turm zu hören war, war ein gepresstes Atmen, und Katharina stellte überrascht fest, dass es von ihr kam. Sie presste die Hand auf ihr wild pochendes Herz. Xavier hatte ihr gesagt, dass sie ihn befragen solle, wenn er den tiefsten Punkt seiner Trance erreicht hatte. Sie hoffte, mit diesen Fragen entscheiden zu können, ob der Mann ein Zauberer war, wie er behauptet hatte, oder einer der gewitztesten Betrüger, die ihr je begegnet waren.

Sie räusperte sich und bemühte sich, den Kopf freizubekommen.

»Sagt mir, was Ihr seht, Monsieur«, befahl sie. »Was bringt das nächste Jahr?«

»Es ist eine Zeit großer Veränderung und des Aufruhrs«, erwiderte Xavier mit tiefer, monotoner Stimme. »Eine große Schlacht wird stattfinden, viel Blut wird in einem Krieg vergossen werden.«

»Pah!«, schnaubte Katharina abfällig. »Seit Langem tobt ein Bürgerkrieg zwischen den Katholiken und den elenden Hugenotten, und es sieht nicht so aus, als würde er bald enden. Jeder Narr könnte mir mit einer solch vagen Vorhersage kommen.«

»Wenn Ihr bessere Antworten wollt, müsst Ihr bessere Fragen stellen.«

Katharina dachte kurz nach, dann sagte sie: »Könnt Ihr etwas sehen, was mit dem Herzog von Guise zu tun hat? Wird er meinem Sohn die Herrschaft entreißen?«

»König Heinrich ist vorläufig sicher und wird es auch bleiben, solange er nicht danach trachtet, dem Herzog etwas anzutun. Wenn Seine Majestät hingegen auch nur einen Tropfen Blut des Herzogs vergießt, wird ganz Paris sich gegen ihn erheben.«

»Eine kluge Antwort, Monsieur, aber ebenfalls keine große Enthüllung. Ich warne



meinen Sohn schon seit gut zwei Jahren davor. Sagt mir etwas Genaueres. Sagt mir ...«

Wie viel Zeit ist mir noch beschieden? Werde ich bald tot sein?

Katharina benetzte die Lippen, konnte sich jedoch nicht durchringen, diese Frage zu stellen. Wollte sie denn wirklich die Stunde ihres Todes wissen? Ihre größte Angst war es, der Leere des Grabes ins Auge zu blicken, in Vergessenheit zu geraten, Leben und Macht zu Staub zerronnen.

Stattdessen stellte sie die eine Frage, mit der sie hoffte, Xaviers Fähigkeiten wirklich auf die Probe stellen zu können.

»Es gibt etwas, wonach ich schon lange suche. Werde ich es je finden?«

Lange Momente verstrichen, ohne dass Xavier ihr eine Antwort gab. Auf seine Stirn traten Schweißperlen, während er konzentriert auf etwas starrte, was sich hinter einem Schleier zu verbergen schien.

Aha, dachte Katharina zynisch, du schlauer Schuft! Habe ich dich doch so weit gebracht, dass du mir eine zungenfertige Antwort schuldig bleibst.

In dem Moment, als sie der Farce ein Ende setzen wollte, erwiderte Xavier: »Nein, Ihr werdet das Buch der Schatten nie finden. Es ist in London zerstört worden.«

Katharina erstarrte bestürzt. Abgesehen von den Töchtern der Erde, zu denen auch sie gehörte, wusste kaum jemand von diesem Buch, einer Sammlung uralten Wissens und dunkler Geheimnisse, die der Welt vor langer Zeit verloren gegangen waren. Und noch weniger Menschen wussten, dass sich Katharinas verzweifelte Suche nach dem Buch über den Kanal bis nach England erstreckt hatte.

»Wie ist das Buch zerstört worden?«, wollte sie wissen.

»Durch Feuer. Eine Irin namens Catriona O'Hanlon, eine Gesandte der Herrin von Faire Isle, hat mit Eurem Beauftragten, Ambroise Gautier, gekämpft. O'Hanlon hat den Sieg davongetragen und das Buch in Brand gesteckt.«

Katharina stieß einen leisen Schrei aus. Woher sollte Xavier von all diesen Dingen wissen, wenn er nicht wirklich die Gabe des Sehens besaß? Nostradamus war der letzte mit einer solchen Gabe gesegnete Mann gewesen, den Katharina getroffen hatte. Doch das kleine Hochgefühl, das sie verspürte, weil sie nun einen solch mächtigen Seher an der Hand hatte, wurde durch das verdüstert, was Xavier ihr berichtet hatte.

Es war ein gutes Jahr her, dass sie ihren Spion Ambroise Gautier auf der Suche nach diesem Buch nach England geschickt hatte. Als die Wochen sich zu Monaten ausdehnten, hatte Katharina zwar vor Ungeduld gefiebert, doch sie hatte sich um Dringenderes kümmern müssen: der anhaltende Bürgerkrieg, der die Schatzkammer leerte; die wachsende Macht des ehrgeizigen Herzogs von Guise; die zunehmende Unfähigkeit ihres Sohnes Heinrich und ihre nachlassende Gesundheit.

Sie hatte sich schon besorgt gefragt, ob Gautier wohl beschlossen hatte, das Buch der Schatten zu behalten, falls er es gefunden hatte. Aber es würde ihm nicht viel nützen, denn es war in einer uralten Sprache verfasst, die, abgesehen von wenigen, nicht einmal weise Frauen entschlüsseln konnten.

Deshalb hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, dass Gautier ihr das Buch im Gegenzug für die großzügige Belohnung aushändigen würde, die sie ihm in Aussicht gestellt hatte. Doch Xaviers Worte zerstörten diese Hoffnung.

Nun kreuzte sie die Arme vor der Brust, um den Aufruhr der Gefühle zu bändigen, die in ihr tobten: Eine bittere Enttäuschung kämpfte gegen eine glühende Wut, gerichtet gegen Ariane Cheney Deauville.

Als Herrin von Faire Isle war Ariane die Anführerin der Töchter der Erde, vor allem derer, die wie Ariane der Meinung waren, dass die Töchter der Erde einzig und allein danach trachten sollten, zu heilen und ein Lichtstrahl in einer unwissenden Welt zu sein.

So entschlossen Katharina gewesen war, sich das dunkle Wissen anzueignen, das das Buch der Schatten barg, so entschlossen war Ariane gewesen, dieses Buch zu zerstören. Offenbar hatte Ariane gewonnen.

Zum Teufel mit dieser Frau und ihrer törichten Naivität und Kurzsichtigkeit! Katharina tat es in der Seele weh, wenn sie daran dachte, was sie mit diesem Buch hätte anfangen können. Mit den fürchterlichen Waffen, die in diesem Zauberwerk angeblich beschrieben wurden, hätte Katharina mühelos den Herzog von Guise und jeden anderen Feind vernichten können. Angeblich barg das Buch Zaubersprüche, die so machtvoll waren, dass sie damit ihre Jugend und Kraft hätte wiedergewinnen können. Manche behaupteten, das Buch der Schatten liefere sogar die Antwort auf das Rätsel des Lebens: das Geheimnis der Unsterblichkeit. Nun waren all diese machtvollen Geheimnisse für immer verloren. Sie waren endgültig verschwunden und mit ihnen alle Hoffnungen Katharinas.

Sie schloss die Augen und kämpfte gegen die schwarze Woge der Verzweiflung, die sie zu verschlingen drohte. Erst als sie sich wieder gefasst hatte, wandte sie sich an Xavier, der noch vor ihr kniete.

»Das Buch der Schatten befand sich im Besitz eines Mädchens«, sagte sie mit hohler Stimme. »Obwohl sie noch recht jung ist, soll sie eine so begabte Zauberin sein, dass sie das Buch übersetzen konnte. Ihr Name lautete Megaera, auch wenn viele sie die Silberne Rose nannten und behaupteten, dass sie mich eines Tages zerstören würde. Was ist aus ihr geworden? Stellt sie noch immer eine Bedrohung für mich dar?«

Erneut nahm sich Xavier viel Zeit für eine Antwort. Mit gefurchter Stirn erwiderte er schließlich: »Das Mädchen ist aus England verschwunden. Aber ohne das Buch der Schatten geht von ihr keine Bedrohung mehr für Euer Majestät aus.«

Verschwunden? Das konnte sich Katharina gut vorstellen, und sie hatte auch keine Zweifel, wohin. Nachdem diese O'Hanlon das Buch der Schatten zerstört hatte, hatte sie Megaera bestimmt nach Faire Isle entführt. Ariane würde in dem Mädchen nur ein Kind sehen, das ihres Schutzes bedurfte, egal, wie gefährlich die Silberne Rose war, das Idol eines Kults verrückter Hexen.

Wenn Megaera tatsächlich Zuflucht auf Faire Isle gefunden hatte, würde das manches erklären, vor allem aber eines: Obwohl die Herrin von Faire Isle in der Heilkunde höchst bewandert war, war sie jahrelang unfruchtbar geblieben. Doch an Weihnachten hatte sie einen Sohn geboren.

Katharina hatte sie bitter beneidet. Die Herrin hatte einen gesunden Sohn zur Welt gebracht, während die königliche Wiege leer blieb. Katharinas erbärmliche Schwiegertochter Louise hatte nichts unversucht gelassen, ein Kind zu empfangen. Sie hatte es mit Kräutern probiert, mit Bädern, mit Pilgerreisen, doch alles war vergeblich gewesen. Verächtliche Pariser munkelten, dass es die Schuld des Königs sei. Wenn der

geckenhafte Heinrich mehr Zeit mit seiner Frau als mit seinen geschminkten Höflingen verbringen würde, würde Frankreich sicher bald den notwendigen Erben haben, hieß es immer wieder.

Die Geburt eines gesunden Knaben würde viel dazu beitragen, den wankenden Thron ihres Sohnes zu stützen, und Heinrich, wenn nicht die Liebe, so doch wenigstens die Achtung seines Volkes einbringen. Katharina hatte ihren Stolz hinuntergeschluckt und Ariane einen Brief geschrieben. Erst hatte sie ihr süßlich gratuliert, dann hatte sie wissen wollen, wie Ariane es geschafft hatte. Sie schäumte noch immer vor Wut, wenn sie sich an Arianes trockene Antwort erinnerte.

»Wenn man bedenkt, dass Euer Majestät zehn Kinder geboren haben, sollte man kaum annehmen, dass es nötig wäre, Euch zu erklären, wie Kinder empfangen werden.«

Zum Schluss hatte Ariane noch erwähnt, dass die Geburt ihres Sohnes ein gesegnetes Wunder gewesen sei.

Stimmte das? Oder war es nicht eher so, dass die ach so tugendhafte Ariane so verzweifelt gewesen war, eine dunklere Quelle um Rat zu fragen – die junge Zauberin, die Silberne Rose?

Gedankenverloren zuckte Katharina zusammen, als Xavier zu sprechen begann, obwohl sie ihm keine weiteren Fragen gestellt hatte.

»Wenn Euer Majestät nach Macht streben, müsst Ihr in der Neuen Welt danach suchen, nicht in der alten. Tief in den Urwäldern des Amazonas gibt es Geheimnisse und Zauber, von denen hier keiner träumen würde ...«

Katharina hörte nicht weiter zu, denn die Neue Welt interessierte sie nicht.

Der Zauber, nach dem sie trachtete, lag viel näher. Wenn es stimmte, dass Megaera das Buch der Schatten übersetzt hatte, war sie wahrscheinlich auch klug genug, um sich an vieles daraus zu erinnern. Vielleicht stellte die Silberne Rose ja gar keine Bedrohung für sie dar, sondern vielmehr eine unglaubliche Bereicherung?

Katharinas Puls beschleunigte sich bei dieser Hoffnung. Sie merkte kaum, dass Xavier aus seiner Trance auftauchte, bis er versuchte, sich zu erheben. Er taumelte und wäre fast niedergestürzt, wenn er nicht von seinem hünenhaften Begleiter gestützt worden wäre. Nun schüttelte er den Kopf, um wieder klarer zu werden, trat aus dem Ring der Kerzen und gesellte sich zu ihr ans Fenster.

Die Kälte, die durch die Öffnung drang, veranlasste Katharina, ihren Umhang enger um sich zu ziehen, doch Xavier schien nichts davon zu spüren, obwohl seine Brust nackt war. Er stemmte eine Hand gegen die Wand und holte tief Luft, wobei sein Brustkorb sich weitete.

Katharina starrte ihn an und bemerkte dabei etwas, was ihr bislang noch gar nicht aufgefallen war: Lange, weiße Narben liefen wie ein Gitter über seinen breiten Rücken. Jemand hatte sich nach Kräften bemüht, ihm mit einer Peitsche den Willen zu brechen. Doch sein entschlossenes, kantiges Kinn und die Spur von Arroganz um seinen Mund zeigten, dass es diesem Jemand wohl nicht gelungen war.

Er rieb sich die Augen. »Verzeiht mir, Euer Majestät. Die Trance ist immer sehr anstrengend. Ich kann nicht sehr lange in diesem Zustand verweilen.«

»Schon gut. Die Sitzung war sehr produktiv.«

»Wirklich? Ich kann mich nicht an alles erinnern, was geschieht, während ich mich in diesem Zustand befinde. Mein Verstand ist genauso trüb wie diese Stadt.«

Er deutete auf die Welt zu ihren Füßen. »Der elende Nebel hat sich noch nicht aufgelöst. Alle sagen, dass so ein dichter Nebel sehr unnatürlich ist.«

»Und zweifellos sagen sie auch, dass ich ihn heraufbeschworen habe.«

»Und – habt Ihr das?«

Katharina runzelte die Stirn. Viele munkelten, dass sie in der schwarzen Kunst bewandert sei, doch wenige wagten, sie direkt darauf anzusprechen. Xaviers Kühnheit überraschte sie und entlockte ihr ein lautes Lachen. Sie tätschelte seinen Arm.

»Ihr überschätzt meine Macht, Kapitän Xavier. Ich freue mich, dass ich Eure nicht überschätzt habe.«

»Und ich freue mich, dass ich Euer Majestät dienen konnte.«

»Ich hoffe, dass Ihr mir noch mehr dienen könnt«, murmelte sie und ließ die Hand noch kurz auf seiner festen, warmen Haut liegen.

Er lächelte, trat jedoch weg, um sein Hemd zu holen. Als er hineinschlüpfte, juckte es Katharina in den Fingern, ihm zu helfen, die Falten über seiner kraftvollen Brust zu glätten. Sie ballte die Fäuste, um diesen seltsamen Impuls zu unterdrücken, und fragte sich, was zum Teufel in sie gefahren war.

Während Xavier sein Hemd zuschnürte, meinte er entschuldigend: »Ich bin froh, dass ich Euch helfen konnte, aber vorerst kann ich keine weitere derartige Sitzung auf mich nehmen.«

»Mich interessiert nicht nur Eure Gabe, in die Zukunft zu sehen, sondern auch Euer Geschick als Seefahrer. Ich möchte, dass Ihr eine Reise für mich unternimmt.«

Sein Gesicht leuchtete auf. »Das würde ich sehr gerne. Gebt mir eine kleine Flotte, zwei, drei Schiffe, vielleicht sogar nur ein einziges robustes Gefährt. Ich würde in die abgelegensten Gebiete dieser Welt segeln und Euch Reichtümer bringen, die ...«

Sie unterbrach seinen Eifer. »Ich denke an ein viel näheres Ziel. Kennt Ihr Faire Isle?«

Seine Miene verdüsterte sich. »Ich habe davon gehört«, erwiderte er vorsichtig. »Die Insel liegt vor der bretonischen Küste, nicht wahr? Die Insel der Hexen.«

»Das behaupten nur die Unwissenden. Es stimmt allerdings, dass auf der Insel überwiegend Frauen wohnen. Beherrscht wird sie von Ariane Deauville, bekannt als Herrin von Faire Isle. Sie ist sehr bewandert in der Heilkunst.«

»Wenn Ihr Euch für die Heilkunst interessiert, könnt Ihr von den Schamanen in Brasilien weit mehr lernen. Ihr habt ja bereits eine Kostprobe erhalten. Das Elixier aus der Chacrunarinde, das ich Euch gegeben habe, scheint Euch sehr gutgetan zu haben.«

Das Gebräu hatte tatsächlich ihre Schmerzen gelindert und sie so weit gekräftigt, dass sie den anstrengenden Aufstieg bis zum obersten Turmzimmer geschafft hatte. Doch nun begannen ihre Gelenke bereits wieder zu pochen, und ihr graute vor dem Rückweg.

»Leider ist die Wirkung Eures Elixiers nur von kurzer Dauer. Ich suche nach etwas, das länger wirkt.«

»Einen Jungbrunnen? Der Stamm der Arawak behauptet, dass es so etwas in einem Land gibt, das die Spanier LaFlorida nennen: Dort gibt es eine Quelle, die jedem, der darin badet, zur vollen Blüte der Jugend verhilft. Ich könnte ...«

»... Jahre vergeuden bei der Jagd nach solchen Dingen«, fiel ihm Katharina ins Wort. Jahre, die ihr nicht mehr beschieden waren. »Ich will Euch nicht mit der Suche nach einem Mythos beauftragen.«

»Aber was wünscht Ihr dann von mir?«

»Das Mädchen, das sich Megaera nennt. Trotz ihrer Jugend soll sie eine mächtige Zauberin sein und uraltes Wissen besitzen, vielleicht sogar Wissen über das Geheimnis des Lebens.«

»Und dieses Mädchen haltet Ihr für weniger sagemumwoben als den Jungbrunnen?«, fragte Xavier leicht abfällig.

»Ich habe Beweise ihrer Macht gesehen. Sie versteht sich darauf, tödliche Rosen zu züchten und Messer mit einer nadeldünnen Klinge herzustellen, mit denen man Gift direkt in die Adern des Opfers schicken kann.«

»Das klingt, als würde das Mädchen eher den Tod bringen als das Leben.«

»Egal, ich will sie sehen und persönlich herausfinden, wie weit ihr Wissen reicht. Ausgehend von dem, was Ihr mir in Eurer Trance gesagt habt, denke ich, dass sie mittlerweile auf Faire Isle lebt.«

»Dann ladet sie an Euren Hof ein.«

»Diese Einladung würde sie sehr wahrscheinlich ausschlagen«, meinte Katharina. »Es gab ein paar ... unangenehme Vorfälle zwischen uns.«

So habe ich zum Beispiel einen Mörder auf sie angesetzt.

Katharina fegte solche Gedanken mit einem leeren Lächeln beiseite.

»Deshalb möchte ich, dass Ihr nach Faire Isle segelt und sie holt. Die Frauen auf der Insel sind Fremden gegenüber außerordentlich zurückhaltend, aber Schiffe legen dort sehr oft an, um Handel zu treiben. Die Anwesenheit eines Kapitäns würde nicht weiter auffallen.

Ihr könnt Megaera finden und sie überreden, nach Paris zu kommen. Wenn ein Mann jemanden mit seinem Charme betören kann, dann Ihr.«

»Und wenn das Mädchen sich meinem Charme gegenüber unempfänglich zeigt?«

»Dann seid Ihr bestimmt klug genug, einen anderen Weg zu finden, um sie mir zu bringen.«

»Und was ist, wenn ich keine Lust verspüre, meine Klugheit für einen solchen Auftrag einzusetzen?«

»Ihr habt mich mit Euren Besuchen und den bewegenden Geschichten von Euren Reisen großartig unterhalten. Darüber hinaus bin ich sehr beeindruckt von Euren hellseherischen Fähigkeiten.« Katharina seufzte. »Aber leider gibt es Menschen in Paris, die nicht so viel von Euch halten, vor allem einen.

Der spanische Botschafter hat mir seine Aufwartung gemacht. Er hat mir etwas von einem französischen Korsaren erzählt, der sich Jaguar nennt. Vielleicht habt Ihr schon von ihm gehört?«

Xaviers Lippen zuckten in der Andeutung eines Lächelns, doch dann erwiderte er ungerührt: »Nein, das habe ich nicht.«

»Dieser Korsar steht im finsternen Ruf, spanischen und portugiesischen Handelsschiffen aufzulauern. Er besitzt einen unerklärlichen Weitblick, dank dem er stets weiß, wo und

wann er zuschlagen muss. Die Spanier sind davon überzeugt, dass es nicht mit rechten Dingen zugehen kann, er sich also der Zauberei bedient.«

Katharina musterte Xavier eingehend nach Zeichen von Anspannung oder Unruhe, doch er wirkte nur belustigt.

»Der spanische Botschafter verdächtigt mich, dieser Jaguar zu sein? Seine Exzellenz kam mir wie ein ziemlich nüchterner Mann vor. Wer hätte gedacht, dass er eine derart blühende Fantasie hat?« Xavier grinste. »Die Spanier wollen diesen Jaguar also wegen Piraterie aufknüpfen oder auf dem Scheiterhaufen verbrennen?«

»Am liebsten beides. Deshalb würde ich nur sehr ungern zulassen, dass Euch Seine Exzellenz verhört. Aber vielleicht lasst Ihr mir ja keine andere Wahl.« Katharina breitete missbilligend die Arme aus.

Xaviers Lächeln verblasste. »Mit anderen Worten: Wenn ich nicht nach Faire Isle segle und dieses Mädchen für Euch entführe, droht Ihr, mich der Inquisition auszuliefern.«

Katharina verzog das Gesicht. Wenn man Xavier etwas vorwerfen konnte, dann den Mangel an Finesse, wie sie die Höflinge besaßen. Manchmal war er peinlich direkt.

»Ich würde es nicht so grob ausdrücken, aber Ihr habt schon recht – darauf läuft mein Vorschlag hinaus.«

Über sein Gesicht huschte etwas Dunkles, Gefährliches. Unwillkürlich wich Katharina einen Schritt zurück, denn sie dachte daran, wie verletzlich sie war – allein mit Xavier und seinem dunkelhäutigen Begleiter. Ihren Wachen hatte sie befohlen, am Fuß des Turms auf sie zu warten. Sie waren nicht einmal in Rufweite.

Der Wilde schien nicht viel Französisch zu verstehen, doch Xaviers angespannte Haltung hatte ihn wohl gewarnt, dass etwas nicht stimmte. Der dunkelhäutige Mann baute sich in seiner vollen Größe auf, seine Tätowierungen ließen ihn noch bedrohlicher wirken. Ein Wort von Xavier ...

Doch Katharina blieb gefasst. Selbst wenn sie Xavier mit ihrer Drohung verärgert hatte, würde er doch nicht so töricht sein, der Königinwitwe und Königinmutter von Frankreich etwas anzutun. Wie sie ihn einschätzte, wusste er stets, was gut für ihn war, und verhielt sich entsprechend.

Aber wie gut kannte sie ihn eigentlich? Konnte sie ihm wirklich vertrauen? Mit unergründlicher Miene verschränkte er die Arme vor der Brust.

Einst war Katharina eine Expertin in der uralten Kunst der weisen Frauen gewesen, in den Augen zu lesen. Ihr Gegenüber war stets wie ein aufgeschlagenes Buch für sie gewesen, sie hatte mit ihrem Blick jede Maske durchdringen und ihren Mitmenschen jeden Gedanken und jede Erinnerung entlocken können.

Diese Fähigkeit war ihr jedoch mit ihrer schwindenden Sehkraft abhandengekommen. Aber selbst wenn sie sie noch besessen hätte, hätte sie ihr bei Xavier nicht viel geholfen. Wahrscheinlich war dieser Mann ebenso geschickt, Geheimnisse zu wahren, wie sie.

Sie fühlte sich bemüßigt, einen versöhnlicheren Ton anzuschlagen. »Ich verspüre nicht den Wunsch, Euch als gemeinen Piraten an den Galgen zu bringen, Monsieur. Ich denke, Euch ist weit Größeres bestimmt. Findet Megaera, bringt sie mir, und ich werde Euch mit so vielen Schiffen ausrüsten, wie Ihr wollt.«

Einen Moment lang sagte er nichts, dann lächelte er und nahm ihre Hand.



»Ich bin wie immer Euer gehorsamer Diener.« Er küsste ihr die Hand, bei einem solch rauhen, ungehobelten Mann wirkte die Geste sehr unnatürlich. In dem Moment erinnerte er sie an jemanden. Aber an wen?

Die Erinnerung neckte sie noch ein wenig, dann verschwand sie wieder, so wenig greifbar wie der Nebel.

Endlich hatte sich der Nebel aufgelöst, aber Xavier hielt das nicht für eine Verbesserung. Er starrte auf die mit Abfall übersäten Straßen und die schmalen, dicht aneinandergedrängten Häuser.

Nicht zum ersten Mal in letzter Zeit sehnte er sich nach der scharfen, salzigen Meeresluft in seinen Lungen und den Weiten der offenen See.

Seine Kabine auf der Miribelle war weit kleiner als die Kammer in dem Gasthaus, in dem er abgestiegen war, doch er hatte sich noch nie so eingengt gefühlt wie hier, umgeben von schmuddeligen, grauen Wänden. Heute kam ihm die Kammer noch bedrückender vor, denn die Missbilligung seines Gefährten hing spürbar in der Luft.

Pietro hatte sich über den Waschtisch gebeugt und schrubbte sich die aufgemalten Tätowierungen aus dem Gesicht, in dem sich stolze afrikanische Krieger und Indios aus Panama mischten. Er zupfte die letzten Federn aus seinen Zöpfen und funkelte Xavier böse an. Seine Stimme war tief, und er beherrschte die französische Sprache ebenso makellos wie die spanische. »Ihr treibt ein gefährliches Spiel, Kapitän«, meinte er.

»Ach ja? Nun denn, es sieht nicht so aus, als gewänne ich.« Xavier starrte mürrisch auf das Ding, das er aufs Bett geworfen hatte – einen kleinen Beutel, den er von der Königin erhalten hatte.

»Außerdem kannst du mir wahrhaftig keine Vorhaltungen machen«, fügte er hinzu. »Du hast auf meiner Seite mitgespielt.«

»Nur, um sicherzugehen, dass dieses Teufelsweib Euch nicht verflucht.«

Pietro trocknete sich das Gesicht ab. Seine breite Stirn war sorgenvoll gefurcht. »Aber vielleicht habt Ihr Euch ja selbst verflucht. Macumbu ist ein mächtvoller Zauber, mit dem man heilen oder nach Erleuchtung trachten soll, nicht nach dem Betrug, den Ihr heute damit angestellt habt. Die Götter werden sich von Euch abwenden, weil Ihr diese Macht missbraucht habt.«

Xavier ließ sich auf einen Stuhl fallen und streckte seine Beine zum Feuer aus, das munter im Kamin prasselte. »Ach, wir wissen doch beide, dass ich keine Macht habe, obwohl meine Trance ja schon fast eine Zaubervorstellung war. Besonders apart fand ich das Augenverdrehen.«

»Ich hoffe nur, dass Ihr es nicht noch einmal versucht. Ihr könnt diese Königin nicht länger hinters Licht führen. Sie ist zwar alt, aber ihr Verstand ist noch messerscharf. Das Weib ist eine Hexe.«

»Das hat mir meine Mutter auch immer gesagt«, murmelte Xavier. Er starrte in die Flammen, die zu einem rotgoldenen Schleier zusammenflossen, und vor seinem inneren Auge tauchten vage Erinnerungen aus seiner Kindheit auf. Katharina, die zu Besuch gekommen war, und Xaviers Mutter, die ihn gezwungen hatte, sich zu verstecken. Im Sakramentschrank? In ihrem Kleiderschrank? Jedenfalls an einem engen, dunklen Ort.

»Gib keinen Laut von dir, petit, sonst wird die dunkle Königin dich finden.«

»Aber was ist mit dir, Maman?« Xavier umklammerte den Knauf des Holzschwertes, das sein Vater ihm geschenkt hatte. »Lass mich bei dir bleiben. Ich kann dich beschützen,

selbst wenn sie eine Hexe ist.«

»Nein, das kannst du nicht«, hatte seine Mutter erregt erwidert. »Sie darf dich nie sehen, sie darf nie erfahren, dass es dich gibt. Es ist schon schlimm genug, wie diese böse Frau mich benutzt. Willst du, dass sie auch dich benutzt und einen Bauern aus dir macht, den sie im Schachspiel jederzeit opfern kann?«

Diese Drohung hatte ihn verstummen lassen. Im Alter von fünf hatte er sie sehr wörtlich genommen und sich schauernd vorgestellt, dass die Zauberin ihn finden und mit einem Fluch belegen würde. Seine Arme würden mit seinem Leib verschmelzen, die Beine schrumpfen, bis er so klein war wie ein hölzerner Bauer, dazu verdammt, für immer und ewig auf ihrem Schachbrett zu stehen.

Seitdem hatte er sich oft gefragt, ob damals seine Fantasie mit ihm durchgegangen war oder die seiner Mutter mit ihr. War von der dunklen Königin tatsächlich eine Gefahr ausgegangen, oder hatte seine Mutter bloß mit allen Mitteln versucht, einen ungestümen kleinen Teufelsbraten zu bändigen?

Einerseits schien die Angst, die seine Mutter vor Katharina hatte, echt zu sein, andererseits gab es Zeiten, in denen Maman dazu neigte, ein bisschen ... überreizt zu sein.

Überreizt?

Oder vielmehr verrückt?

Xavier betastete die Narbe an seinem Hals. Ein Klopfen an der Tür holte ihn aus seinen Gedanken.

Er sprang auf und ergriff sein Schwert. Pietro tat es ihm gleich, die Warnung Katharinas bezüglich des spanischen Botschafters hatten beide nicht vergessen.

»Kapitän?«, rief jemand ruppig.

Pietro atmete langsam aus, und Xavier spürte die Anspannung aus seinen Schultern weichen. Er steckte das Schwert wieder in die Scheide, dann entriegelte er die Tür, um seinen Steuermann einzulassen.

Der kleine Mann auf der Schwelle wirkte alles andere als ehrbar.

Sein Bart war struppig, seine Haut von Salz und Sonne gegerbt, seine Augen unter dichten grauen Brauen zu dauerhaften Schlitzern verengt.

Auch wenn er drahtig war, waren seine Bewegungen durch ein Holzbein beeinträchtigt, das ihm den Spitznamen Jambe de Bois eingebracht hatte. Seine bunt zusammengewürfelte Kleidung wurde von einem farbenprächtigen Papagei auf seiner Schulter ergänzt.

Der Vogel krächzte laut, als Jambe in die Kammer humpelte und Xavier die Tür wieder verriegelte. Auch Pietro steckte sein Schwert zurück, dann verzog er kopfschüttelnd das Gesicht.

»Sag bloß nicht, du bist mit diesem Ding auf der Schulter durch die Stadt spaziert. Bist du von allen guten Geistern verlassen, mon ami? Du weißt doch, wie teuer diese Vögel hier sind. Willst du, dass dir jemand den Schädel einschlägt und diese Kreatur klaut?«

Jambe schnaubte.

»Das möchte ich sehen, dass so ein Halunke versucht, unseren Wassergeusen zu klauen.«

»Ich auch. Dann wären wir die elende Nervensäge wenigstens los.« Xavier duckte sich fluchend, als der Papagei an seinem Kopf vorbeischwirrte und sich aufs Fensterbrett setzte.

Der Vogel legte den Kopf schief, beäugte Xavier boshaft wie immer und kreischte: »Merde! Merde!«

Jambe strahlte. »Hört euch nur unseren schlaunen Burschen an. Ich habe ihm beigebracht, auf Französisch zu fluchen. Als Nächstes kommen spanische Flüche.«

Als ob das verdammte Vieh nicht schon nervtötend genug wäre, auch ohne dass ihn Jambe mit seiner schrecklichen Aussprache unterrichtete. Jedes Mal, wenn der Alte den Mund aufmachte, verrieten die platten Vokale seine englische Herkunft.

Pietro, der an dem Papagei mehr Gefallen fand als Xavier, lockte den Vogel auf seinen Arm, während Jambe Xavier hoffnungsvoll ansah.

»Und – wie ist es heute gelaufen? Hat sich meine Information als nützlich erwiesen?«

Xavier konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken, auch wenn er von der Sitzung mit Ihrer Majestät ziemlich enttäuscht war. Jambe war wie eine Elster, er sammelte in jedem Hafen Kostbarkeiten in Form von Gesprächsfetzen. Bei mehreren Krügen Bier in Plymouth hatte Jambe einen Matrosen kennengelernt, der vor Kurzem aus Marshalsea, einem Gefängnis in Southwark, freigekommen war. Einer seiner Zellengenossen hatte bei einem Feuer schlimme Verbrennungen davongetragen.

Er hatte hohes Fieber gehabt und in seinem Wahn von dunklen Königinnen und Silbernen Rosen gefaselt. Aus dieser Quelle stammte die außergewöhnliche Geschichte, dass die Königinmutter Katharina auf der Suche nach einem Zauberbuch und dem Mädchen mit dem seltsamen Namen war.

Als Jambe ihm davon berichtet hatte, war Xavier geneigt gewesen, die Geschichte als Unsinn abzutun, hatte sie jedoch in seinem Gedächtnis aufbewahrt. Man konnte nie wissen, wann sich selbst die Faselien eines Verrückten als nützlich erweisen würden.

»Was du erfahren hast, half mir, die Königinmutter von meinen prophetischen Gaben zu überzeugen«, erklärte Xavier. »Die Geschichte hat sie schwer beeindruckt, aber nicht so, wie wir gehofft hatten. Sie explodierte direkt in mein Gesicht wie eine schlecht geladene Kanone.«

»Was meint Ihr damit? Hat sie die alte Hexe nicht dazu bewogen, ihren Geldbeutel aufzuschnüren?«

Xavier deutete wortlos aufs Bett. Als Jambe den seidenen Beutel entdeckte, rieb er sich die Hände und stürzte sich freudig darauf. Doch als er den kargen Inhalt auf die Matratze leerte, verschwand sein zahnfüßiges Grinsen.

»Was zum Teufel soll das? Das ist ja kaum genug, um die Miribelle zu flicken und genügend Vorräte zu besorgen, um über den Kanal zu segeln.«

»Leider will die alte Königin, dass wir genau das tun.« In knappen Worten schilderte Xavier, was an diesem Nachmittag im Turm passiert war.

»Also will die alte Hexe, dass Ihr nach Faire Isle segelt und dieses Mädchen sucht.« Jambe stieß einen leisen Pfiff aus und blickte zu Pietro.

Der große Dunkelhäutige streichelte gerade den Kopf des Papageis, während der spielerisch an seinen Fingern knabberte. Die beiden Matrosen tauschten einen

vielsagenden Blick, der Xavier ärgerte, auch wenn keiner der beiden auch nur ein Wort sprach.

Das kommt davon, wenn man zu lange mit denselben Leuten auf einem Schiff unterwegs ist, dachte er. Sie wussten zu viel von einem.

Sowohl Jambe als auch Pietro wussten nur allzu gut, dass Faire Isle der letzte Ort auf Erden war, den Xavier betreten wollte.

Jambe räusperte sich, dann fragte er: »Dann – dann werdet Ihr also den Auftrag der alten Königin ausführen?«

»Nein, lieber fahre ich zur Hölle!«

»Die Hexe wird sich nicht freuen, wenn Ihr ihr trotzt. Sie hat gedroht, uns den Spaniern auszuliefern«, sagte Pietro. Obwohl den Matrosen nichts so leicht erschüttern konnte, entdeckte Xavier eine Spur von Angst in den Augen seines Gefährten.

»Dazu wird es nicht kommen, mein Freund.«

»Ich weiß«, sagte Pietro leise. »Lieber sterbe ich, bevor mich die Spanier lebend zu fassen bekommen.«

Xavier nickte. Ihm ging es genauso, doch Jambe murrte: »Zu all diesem noblen Gerede vom Sterben wäre es nie gekommen, und wir hätten auch keine Königinmutter anbetteln müssen, wenn wir nicht unsere letzte Fracht vergeudet hätten – ein Frachtraum voller afrikanischer Sklaven, die ihr Gewicht in Gold wert waren, und Ihr habt darauf beharrt, sie einfach an Land gehen zu lassen!«

»Ich dachte, ich hätte mich in dieser Sache klar genug ausgedrückt«, erwiderte Xavier. »Ich will mein Glück nicht mit Menschenhandel machen.«

»Warum nicht? Die ganze Welt tut es. Die Türken, die Engländer, die Portugiesen, die Spanier, ja sogar die Afrikaner.« Jambe straffte selbstgerecht die Schultern. »Selbst die Bibel billigt die Sklaverei.«

Unter anderen Umständen hätte Xavier es lustig gefunden, dass sich ein alter Halunke wie Jambe auf die Heilige Schrift berief, doch jetzt meinte er nur verächtlich: »Davon weiß ich nichts, ich bin kein gläubiger Mensch.«

»Wenn du je ein Sklave gewesen wärst, Jambe, dann würdest du es verstehen«, warf Pietro leise ein.

»Ob Monsieur du Bois es versteht oder nicht, tut nichts zur Sache.« Xavier bedachte seinen Steuermann mit einem eisigen Blick. »Mit mir als Kapitän der Miribelle gibt es keinen Sklavenhandel.«

»Na gut, na gut.« Jambe gab sich geschlagen und hob die Hände. »Aber was zum Teufel sollen wir jetzt tun, Kapitän?«

Eine gute Frage, dachte Xavier und sammelte das Geld ein, das Jambe auf dem Bett verstreut hatte. Stirnrunzelnd betrachtete er die Handvoll Münzen. Das war wahrhaftig ein karger Lohn für all seine Bemühungen, die alte Hexe zu umgarnen, und für all die Wochen, die er in dieser vollen, lauten Stadt feststeckte.

Er fragte sich, welcher Teufel ihn geritten hatte, überhaupt nach Paris zurückzukehren. War es die Neugier gewesen, die Stadt seiner Geburt nach all diesen Jahren wiederzusehen? Der Wunsch, die Gespenster aus seiner Jugend endlich begraben zu können?

Irgendeine wirre Vorstellung, dass er sich bemühen würde, achtbar zu werden und die Reise anständig zu finanzieren, von der er immer geträumt hatte – auf unerforschten Meeren zu segeln und Länder zu entdecken, die noch kein Europäer zu Gesicht bekommen hatte? So wie sein einstiger Kapitän Sir Francis Drake?

Aber Drake hatte das Glück, einer Königin zu dienen, die genügend Weitblick besaß, um all die Versprechen, die Aufregung und die guten Gelegenheiten zu schätzen, die die Neue Welt barg. Außerdem unterstützten ihn wohlhabende Londoner Bürger.

In Frankreich hingegen gab es momentan wenig zu holen. Das Land war zermürbt von einem Bürgerkrieg und von Hungersnöten und beherrscht von einem halb verrückten König und einer alternden Zauberin.

Pietro hatte recht. Xavier war ein viel zu großes Wagnis eingegangen, als er versucht hatte, seine Tricks bei Katharina von Medici anzuwenden. Und was hätte er getan, wenn sie ihn erkannt hätte? Oft genug hatte man ihm gesagt, dass er seinem verstorbenen Vater verblüffend ähnlich sah, was Xavier gar nicht gern hörte. Er verspürte nicht den geringsten Wunsch, dem edlen Chevalier zu ähneln.

War es ihm im Grunde um Rache gegangen? Seinen Vater konnte er nicht zur Rechenschaft ziehen für all das Elend, das der Chevalier über sein Leben und das seiner Mutter gebracht hatte. Hatte er sich also stattdessen an der dunklen Königin rächen wollen?

Xavier schüttelte diesen Gedanken ab. Rache erforderte Hass, und er hatte sich immer für einen kühlen, besonnenen Mann gehalten, auch wenn er zugeben musste, dass ihm der Gedanke, Katharina für dumm zu verkaufen, gefallen hatte.

Doch am Ende hatte sie ihn für dumm verkauft. Reumütig steckte er die Münzen in den Beutel und wandte sich an seine Männer, die ihn erwartungsvoll ansahen.

»Ich denke, wir sollten unsere Verluste begrenzen und uns auf den Weg zurück nach Calais und zur Miribelle machen.« Er hob den Beutel hoch. »Wenn wir geschickt handeln, sollte das zumindest für ausreichend Proviant sorgen, um die Segel zu setzen.«

Pietro wirkte erleichtert, und Jambe nickte zufrieden, wenn auch ein wenig grimmig. »Höchste Zeit«, knurrte er. »Aber was dann?«

»Dann werden wir wieder unser Handwerk ausüben.« Xavier kramte ein Fläschchen Brantwein aus einem Beutel. Er hielt es hoch und meinte: »Gentlemen, auf die Seeräuberei!«

Er nahm einen tiefen Schluck, dann reichte er es Jambe. Grinsend meinte der: »Auf die Miribelle und auf ein paar dicke spanische Goldschiffe, die ihre Pfade kreuzen!«

Auch Jambe nahm einen Schluck, dann wischte er sich den Mund am Ärmel ab und reichte Pietro die Flasche. Der dunkelhäutige Mann trank, dann fügte er bedächtig, wie es seine Art war, hinzu: »Auf eine ruhige See und einen starken Wind!«

Jawohl, dachte Xavier und nahm noch einmal einen kräftigen Schluck. Ein starker Wind, der ihn nach Brasilien brachte, zu den Inseln der Karibik, zum Ende der Welt.

Irgendwohin, solange er ihn nur weit genug von Frankreich und Faire Isle wegführte.